

Schwarzwald

FernSichten und EinSichten

während einer Wanderung über
den Westweg und den Ostweg

Pforzheim – Basel
Schaffhausen – Pforzheim

Malte Kerber

Bibliografische Information durch die Deutsche
Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95488-201-4

Copyright (2013) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor.

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,50 Euro (D)

Für
meine
Liebste und Wandergefährtin,
für meine liebste Wandergefährtin

ANNE

*... sollst mir gehören,
wie ich dir gehören will.**

* Textzeile aus dem Wanderlied
„Zieh mit mir hinaus ...“ von Walter Riehl



Auf dem Westweg

Pforzheim – Basel

◆ Heimat

Als wir Fremdlinge nach der Eisenbahnfahrt von Berlin nach Pforzheim auf dem Vorplatz des Bahnhofs standen und einen älteren Einheimischen nach dem Weg zu unserem Quartier fragten, brachte dieser uns zur Bushaltestelle. Er stieg mit uns in den Linienbus und führte uns nach dem Aussteigen kenntnissicher bis zu unserer Pension am Rande der Stadt. Auf dem Wege dorthin erzählte er so manches über die Geschichte der Stadt und über ihre Sehenswürdigkeiten.

Freundlich und sehr hilfsbereit also der erste Schwarzwälder, dem wir am Anfang unserer Wanderung begegneten! Wir bedankten uns für die Begleitung. Zum Abschied fragte ich ihn: „Wohnen Sie gern in Pforzheim?“ Seine Antwort: „Ich könnte mir keine andere Stadt vorstellen, in der ich leben wollte!“

Als wir Fremdlinge am folgenden Tag bei der Stadterkundung auf einer alten, schmalen und schwungvollen Brücke über der Nagold standen, fragten wir eine ältere Frau, wie denn der Fluss unter uns heißen würde. Wir wussten, dass durch Pforzheim drei Flüsse fließen. Wieder hatten wir Glück.

Die sympathische Frau – mehr eine Dame –, die Dame also nahm sich die Zeit, uns einiges über

die Historie und die Kultur der Stadt zu erklären. Unter anderem erzählte sie, wie es zur Städtepartnerschaft zwischen Pforzheim und der französischen Stadt *Saint-Maur-des-Fossés*¹ gekommen sei. Ein Romanstoff für sich! Unsere Zufallsbekanntschaft war daran sehr aktiv beteiligt gewesen.

Wir bedankten uns bei ihr für das interessante Gespräch. Zum Abschied fragte ich sie:

„Wohnen sie gern in Pforzheim?“

Ihre Antwort: „Wissen Sie, mich hat vor etwa 50 Jahren die Liebe hierher geführt. Aber so richtig heimisch fühle ich mich noch immer nicht in Pforzheim ...!“

So ist das Leben: Heimat, gefühlt und wirklich. Der eine meint: „An keinem anderen Ort der Welt als in dieser Stadt möchte ich leben. Hier ist meine Heimat!“

Der andere erklärt: „Ich lebe schon sehr lange in dieser Stadt, bin aber hier nie heimisch geworden!“

◆ Pforzheim

Pforzheim – das klingt dem Unkundigen, der die Stadt nur von ihrem Namen her kennt, nach Idylle. Er denkt wie ich dabei vielleicht an eine Stadt im Tal, umgeben von einem Kranz

¹ **Saint-Maur-des-Fossés:** südöstlich von Paris an der Marne gelegen. Etwa 80. 000 Einwohner.

dunkelgrüner Nadelwälder. Das Bild vom Tannenkranz stimmt, wie ich finde, mit der Wirklichkeit überein.

Auch der Titel „Drei-Täler-Stadt“, der Pforzheim zusätzlich schmücken soll, hat nach wie vor seine Berechtigung. Drei Flusstäler prägen ihr Bild seit ihrer Entstehung. Die Nagold, die Enz und die Würm fließen abwechslungsreich durch Pforzheim – sind für die Stadt wie edle Ringe oder Armreifen, mit denen sich Mädchen und Frauen schmücken. Mit einer gewissen Koketterie kündigt davon der „Dreiflüssebrunnen“, auch Dreitälerbrunnen genannt. 1935 aufgestellt, plätschert er im oberen Teil der Blumenhofanlage in der Innenstadt von Pforzheim munter vor sich hin.

An diesem Orte sollte er ursprünglich nicht sein glitzerndes Wasserspiel treiben, sondern auf dem Lindenplatz vor der Stadtkirche. Dort war ursprünglich sein Standort geplant. Doch „einflussreiche Kreise“ hatten das verhindert, wie ein fleißiger Heimatforscher herausfand. Nagold, Enz und Würm durch drei nackte wohlgerundete Mädchengestalten symbolisiert – das erschien den Honoratioren der Stadt für einen Platz vor der Kirche wohl als zu anstößig. Da war ich nicht ihrer Meinung, als ich sie, die Mädchen, viele Jahrzehnte später betrachtete. Wohlgefällig, wie ich zugeben will.

Ihren einst weitgerühmten Ruf als „Stadt der Uhren und des Schmucks“ hat Pforzheim an die fernostasiatische Billigproduktion verloren. Einen Zusatznamen führt sie allerdings zu Recht noch immer. Sie gilt als die „Pforte zum Schwarzwald“.

Aber etwas anderes hat die Stadt verloren und bis heute nicht zurückgewinnen können! Ihre Altstadt! 98 Prozent des ehrwürdigen Zentrums waren bei einem der sinnlosen Bombenangriffe der Royal Air Force, der Luftstreitkräfte Großbritanniens, zerstört worden. Noch am 23. Februar 1945! Kurz vor dem Ende des Krieges. Über ein Fünftel der Einwohner, 17600 Pforzheimer, kamen dabei ums Leben. 22 Minuten dauerte der Angriff.

Die Zerstörung von feinmechanischen Produktionsstätten, in denen Zünder für Bomben und Granaten der deutschen Wehrmacht hergestellt wurden, soll das Ziel das Ziel dieses Angriffs gewesen sein. Das darf begründet angezweifelt werden. Diese Produktion war schon lange aus der Stadt ausgelagert worden. Was ja der britischen militärischen Aufklärung nicht unbekannt gewesen sein dürfte.

Als wir spätabends durch die Stadt spazierten, fiel mir ein, dass ich zu der Kriegskindergeneration gehöre, die einst Weihnachtsbäume am nächtlichen Himmel sahen. An die

Bombenangriffe der Jahre 1943 bis März 1945 auf Berlin erinnere ich mich noch genau. Bin ich heute in anderen deutschen Städten zu Besuch, erkenne ich wie in meiner Heimatstadt noch immer, wo der Bombenkrieg Spuren geschlagen hat. So auch in Pforzheim.

Meine Brüder und ich, wir begriffen damals nicht, was da eigentlich vor sich ging, empfanden manches sogar als abenteuerlich. So eben zum Beispiel die Weihnachts- bzw. Tannenbäume am dunklen Himmel. Den Bomberverbänden voraus fliegend, warfen so genannte Beleuchtermaschinen Leuchtmittel ab, die wegen ihres Aussehens von der Bevölkerung Christbäume genannt wurden. Ihre Funktion bestand darin, die Flächenziele für den nachfolgenden Bomberpulk minutenlang taghell zu erleuchten. Anschließend warfen Pfadfinder- maschinen verschiedenfarbige Punktmarkierungen ab. Dem folgte das „Legen von Bombenteppichen“, mit denen die Wohnviertel zu Schutt und Asche zerstört wurden.

Wenn die Christ- oder Tannenbäume minutenlang am Himmel standen, dann trieb uns die Mutter auf dem Weg in den Luftschutzbunker zur Eile an. Verließen wir nach der Entwarnung den Bunker im Berliner Wedding, sprachen die Erwachsenen manchmal darüber, dass es wieder nur Wohnhäuser getroffen hätte und nicht den großen AEG-Fabrik-Komplex zwischen der

Acker- und der Brunnenstraße. Dieses Gelände mit den alten Fabrikgebäuden existiert noch heute. Zwar in anderer Funktion, aber es wurde nicht zerstört. Im Gegensatz zum unteren Teil der Ackerstraße, in der vorwiegend Arbeiterfamilien in den dichtbebauten Wohnquartieren lebten. Stehe ich heute dort, wo sich einst unser Haus befand und blicke in Richtung unserer damaligen Wohnung in der vierten Etage, so schau ich in den Himmel. Unser Wohnhaus wurde zerstört. Auch dies ein Ergebnis der Moral-Bombing-Strategie der Royal Air Force (RAF)! Wie in Pforzheim?

Die „Area Bombing Directive“ (Anweisung zum Flächenbombardement) wurde während des Zweiten Weltkrieges am 14. Februar 1942 vom britischen Luftfahrtministerium herausgegeben. Danach konnten die Luftstreitkräfte ohne jegliche Einschränkung mit dem Ziel eingesetzt werden, die „feindliche Zivilbevölkerung“, insbesondere die Industriearbeiter, zu demoralisieren. Bebaute Wohngebiete und nicht Werke und Industrieanlagen wurden zum Hauptziel der Bombenangriffe erklärt.

Mit Erinnerungen ist's manchmal ein seltsames Ding: Da beginnt man Jahrzehnte nach diesen schlimmen Ereignissen eine romantische Wandertour und wird durch *EinSichten* von traurigen Erinnerungen eingeholt! Ich will genauer formulieren: durch genaueres nach-

denkendes Hinsehen! Es wäre gut, wenn solches Erinnern nicht aus unserem Gedächtnis verschwindet! Und wenn wir Älteren diese Erinnerungen an die nachfolgenden Generationen weitergeben würden.

Nach dem Krieg wurde Pforzheim wieder sehr zügig aufgebaut. Wohnungen wurden schnell gebraucht, für die Ausgebombten und für die zugezogenen Flüchtlinge. Das heutige Altstadtbild ist vom Stil der 1950er Jahre und der Warenhaus-Architektur der nachfolgenden Jahrzehnte geprägt.

Als wir durch die Stadt gingen, verschlug es uns die Augen vor so viel Hässlichkeit! Was über die Jahre schnell und offensichtlich mit wenig künstlerischem Verstand gebaut worden ist, zeigt sich heute wie eine Musterausstellung für schlechte Plattenbauarchitektur. Wir glaubten, die schlimmsten und einfallslosesten Plattenbauexemplare aus Chemnitz, aus Erkner bei Berlin, vom Kotti im Berliner Kreuzberg, aus Marzahn im Osten Berlins, aus Leipzig oder aus den Städten des Ruhrgebiets zu sehen.

Schweikle schreibt in seinem Schwarzwaldbuch „westwegs“ über diesen Anblick! „So hässlich kann Deutschland sein!“² Womit er Recht hat. Nebenbei: Seine Wanderreportage soll aus-

² **Schweikle, Johannes:** „Über den Schwarzwald. WESTWEGS“. Zu Fuß durch eine deutsche Landschaft. Klöpfer&Meyer. Tübingen 2012. Seite 13.

drücklich dem empfohlen werden, der Interessantes über den Schwarzwald lesen möchte und vielleicht plant, ihn zu erwandern.

◆ **Im schönsten Wiesengrunde ...**

Das wohl beliebteste deutsche Volkslied kennt fast jeder. – ??? – Nein, nicht „Hoch auf dem gelben Wagen“ soll jetzt angestimmt werden! Nein, reden müssen wir hier über des Volkes Lied „Im schönsten Wiesengrunde“. Immer wenn die Deutschen in trauter Runde ein wenig melancholisch werden, singen sie es. Zumindest die Älteren unter ihnen. So sie denn noch des Singens von Volksliedern gewohnt sind. Auch wenn man sich zum letzten Abschied von einem geliebten Menschen zusammenfindet, erklingt oft „Sterb' ich, im Tales Grunde will ich begraben sein“. Immer, wenn Deutsche in die Welt hinauszogen, ihr Glück zu versuchen, nahmen sie auch dieses Lied mit. Und in der Fremde wird es von den Deutschen meist häufiger gesungen als im Heimatland.

Fast keiner aber wird wissen, wer der Dichter dieses gefühlsvollen Liedes war. Ehrlich festgehalten, ich hätte das vor unserer Schwarzwaldwanderung ebenfalls nicht auf Anhieb gewusst. Nun, nach unserer Tour, weiß ich Bescheid! Der Wilhelm Ganzhorn war's. 1818 – 1890 sind seine Lebensjahre eingegrenzt. Von den Vormärz dichtern des 19. Jahrhunderts einst

hochgeschätzt, ist er heute weithin unbekannt. Seinerzeit arbeitete er einige Jahre als Amtsrichter in Neuenbürg an der Enz, eben im Schwarzwald. Wir begegneten Ganzhorn kurz vor dem Ende unserer ersten Tagesetappe am Ortsrand von Conweiler/Straubenhardt.

Selbstverständlich nicht in Lebensgestalt, sondern in Form einer Porträtbüste, in Sandstein gehauen. Auf einem Metallrelief ist vermerkt, dass er der Dichter unseres Liedes ist. Ihm zu Ehren sang ich am Denkmal auf dem Wilhelm-Ganzhorn-Platz zu Conweiler, meinen Wanderhut in der Hand, laut und gefühlvoll der Strophen drei seines Liedes

... vom Heimathaus im stillen Tal,

... vom Scheiden aus jenem Tal,

... vom Wunsch, dort begraben zu sein.

Der Vorgang ist von meiner Liebsten festgehalten worden. Optisch mit der kleinen Digitalkamera. Nicht akustisch. Leider, möchte ich hier einigermaßen selbstbewusst festhalten. Wenigstens einige vorübergehende Passanten hörten meinen Gesang, guckten etwas erstaunt und ... lächelten.

Die kleine Episode in Straubenhardt hatte damit aber noch nicht ihr Ende gefunden. Wir übernachteten im Landgasthof „Rössle“, gleich gegenüber der Dorfkirche. Dortselbst lernte der Wilhelm des Wirtes Töchterlein kennen: Jakobina Luise Alber. Im nahegelegenen Neuen-

bürg an der Enz hatte er nach bestandenen juristischen Staatsprüfungen in Heidelberg seine erste Anstellung erhalten, im Oberamtsgericht. An den Wochenenden unternahm er lange Wanderungen, lernte aufnahmebereit Land und Leute kennen, kam auch nach Conweiler, kehrte im „Rössle“ ein. So begann die Geschichte um unser Volkslied.

Ganzhorn verliebte sich in das junge Mädchen, sie verliebte sich in ihn. Aber lange mussten sie warten, bis sie heiraten konnten, denn Wilhelm war deutlich älter als Jakobina Luise. Da war es klar, dass die Eltern des Mädchens anfänglich äußerst vorsichtig auf die sich anbahnende Liebesgeschichte reagierten. In den Wartejahren dichtete Ganzhorn das Lied, von dem hier die Rede ist. Da er sich, wie schon erwähnt, über Jahre hinweg gedulden musste, fiel ihm eine Strophe nach der anderen ein. Das Lied wurde immer länger.

Sie heirateten im bitterkalten „Jänner“ 1855. Getraut wurden sie in der Stephanskirche zu Feldrennach. Den Bund fürs Leben schlossen sie an einem Donnerstag, was damals nicht üblich war. Trotzdem hatte sich die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, da die Einwohner von Straubenhardt, Feldrennach und Conweiler von dem langen Warten der beiden aufeinander sehr beeindruckt gewesen waren. Zum feierlichen Abschluss der Zeremonie sang die versammelte

Hochzeitgesellschaft das Lied „Im schönsten Wiesengrunde“. Alle Festgäste sollen von Herzen gerührt gewesen sein, wurde berichtet. Auf einer Messingtafel am Eingang zur Kirche wird noch heute an diese besondere Eheschließung erinnert. Wir lasen am nächsten Wandermorgen, ebenfalls ein wenig gerührt, den Text. Ich habe ihn mit der Interpunktion und in der Schreibweise von der Tafel in mein Tagebuch übernommen. Vielleicht zur kleinen Freude des Lesers.

Durch diese Tür schritten
Am 18. Januar 1855 zum Traualtar

Der Dichter des Volksliedes:

Im schönsten Wiesengrunde

Wilhelm Christ. Ganzhorn
und seine jugendliche Braut

Jakobina Luise Alber

Rößlewirtstochter, Conweiler

Nach der Trauung feierten die Frischvermählten mit Verwandten, Bekannten und Freunden lange, stimmungsvoll und feuchtfröhlich. Wo kann nur gefeiert worden sein? Na, im Landgasthof „Zum Rössle“! Ja, genau in dem Gasthof, in dem wir nach unserer ersten Tagesetappe Quartier bezogen hatten. Romantisches Quartier allzumal!

Jetzt erzähle ich nicht, wie mancher vielleicht erwartet, das traurige Ende dieser Geschichte. Die Geschichte endete nicht traurig. Die Liebe

hielt, was sich Jakobina Luise und ihr Wilhelm bei der Trauung versprochen hatten. Erst in der „die letzte Stunde“ mussten beide sich trennen, die bis dahin ein sehr glückliches Paar gewesen waren. Da wurden selbstverständlich Tränen vergossen.

Letzte Frage zum Thema: Wie viel Strophen hat das Lied „Im schönsten Wiesengrunde ...“? Es sind nicht ihrer drei! Also nicht nur die drei Strophen, die man üblicherweise singt und die auch ich am Denkmal des Ganzhorn gesungen hatte. Das Lied umfasst *dreizehn Strophen!*

Ja, stolze dreizehn Strophen! Das ist bestimmt der Tatsache geschuldet, dass unser Ganzhorn einige Jahre auf seine geliebte Luise warten musste.

Augenzeuglich kann ich zum Lied schließlich noch berichten, dass sich vom Gasthof „Rössle“ noch immer eine schmale Straße, sanft abfallend in feinem Schwunge, hinunter zu dem „schönsten Wiesengrunde“ zieht. Dort liegt noch immer der Marktflecken Feldrennach. Dort steht noch immer das „Heimathaus im stillen Tal und im schönsten Wiesengrunde“. Auch die Turmspitze der kleinen Stephanskirche grüßt noch immer aus dem Tal den Wanderer, der auf den Höhen in den Schwarzwald zieht.

Lächelt der Leser, wenn ich gestehe, dass ich zum Abschluss unseres Wandertages mit meiner Anne am Abend an der Rückseite des „Rössle“

auf einer Bank saß, dass wir ins Tal hinunter schauten, dass wir uns an den Händen hielten und dass wir sinnend schwiegen? Könnst an dieser Stelle ruhig über uns lächeln, liebe Leser! Auch uns Älteren sei eine liebevoll gefüllte romantische Stunde gewährt!

Als wir am nächsten Morgen zur nächsten Etappe aufbrachen, verabschiedeten wir uns von der Wirtin. Deren Familie liegt in der Linie der Jakobina Luise Alber, die einst den Ganzhorn zu seinem schönen Lied anregte. Ich bedankte mich für die freundliche Aufnahme und die schöne Unterkunft und vor allem für das, was wir auch von ihr über die Liebe und die berührende Geschichte der einstigen Rösslewirtstochter erfahren hatten.

Heute gibt es wieder eine Rösslewirtstochter in Conweiler. Das ist aber naturgemäß eine ganz andere. Ich wurde also nicht wie einst der Ganzhorn verabschiedet, wenn dieser nach seinen Besuchen im „Rössle“ wieder Richtung Neuenbürg zum Dienst zog. Da soll die Luise den bekannten Gast immer den auffordernden Satz mit auf den Weg gegeben haben:

Beehren Sie uns bald wieder,
Herr Amtsrichter!

Nun ja, nicht so schlimm! Denn erstens bin ich ja kein Amtsrichter, war auch nie einer. Und zweitens hatte ich, als ich im „Rössle“ übernachtete, schon lange meine „Luise“

gefunden. Die heißt zwar „Anne“, aber sie ist mir mindestens genauso lieb und teuer wie dem Ganzhorn einst des Wirtes Töchterlein. Und ich besitze mit ihr schon seit Jahren eine treue Begleiterin auf meinen manchmal etwas verschlungenen Lebens- und Wanderwegen.

Kleine Nachbemerkung: Jürg Arnold, ein Urenkel des Wilhelm Ganzhorn, hat sich um die Bewahrung des Erbes seines Vorfahrens sehr verdient gemacht. Er schrieb dessen Biographie und berichtet die berührende Geschichte, wie das Lied „Im schönsten Wiesengrunde“ entstand.³ Ein Lied, das wie fast kein anderes so weite Verbreitung gefunden hat und seinen Platz im deutschen Volksliederschatz wohl auf immer behalten wird.



Die Badener Höhe

Der zweite Tausender auf dem Westweg

In freundlicher Erinnerung wird mir bleiben unser zweiter „Tausender“ während unserer Wanderung – die Badener Höhe. Wir waren an einem frühen grauen Sonntagmorgen in Forbach gestartet. Es sollte für uns eine harte Etappe werden! Ja, die erste wirklich harte Etappe!

Unten in der Stadt befanden wir uns am Ufer der Murg auf einer Höhe von etwa dreihundert

³ **Arnold, Jürg:** „Wilhelm Ganzhorn – Dichter des Liedes Im schönsten Wiesengrunde“. Ostfildern 2004.

Metern über „Normalnull“. Nach wenigen Wanderkilometern hatten wir die Tausender Grenze erreicht. Schon in der Stadt führte uns der Weg steil aufwärts. Zu unseren Aufstiegs-mühen kam hinzu, dass es gleichmäßig regnete. Das bedeutete: Es ging von Anfang an zur Sache! Obendrein hatten wir ein Markierungs-zeichen übersehen. Dafür wurden wir mit etwa zwei zusätzlichen Kilometern bestraft. Da machte doch das Wandern Freude!

Unterbrochen von nur kurzen flacheren Erholungsabschnitten ging es stetig und kräftig bergauf. Vorbei an der Schwarzenbachtalsperre und dem Herrenwieser See bis hoch zum ersten 1000-Meter-Berg unserer Tour, dem Seekopf. Wenig später erreichten wir die Badener Höhe. Den Berg, den wir in besonders *freundlicher* Erinnerung behalten sollten. Nachfolgend seien die Gründe dafür genannt.

Erstens: Die Sonne hatte sich gegen die Regenwolken durchgesetzt. Sie übernahm für den weiteren Tagesverlauf die Wetterregent-schaft. Die Quecksilbersäule in unserem Stimmungsbarometer stieg folglich in den *Freundlichkeitsbereich*.

Freundlich stand auf der Badener Höhe eine Wanderhütte. Davor eine Bank, die uns nach dem anstrengenden Aufstieg *freundlich* zur Vesperpause einlud. Wir nutzten die Gelegenheit zur Erholung. Dies der zweite

Grund für das *Freundlichkeitszertifikat*, das die Badener Höhe von uns erhielt.

Nun sei auch die dritte und wichtigste Ursache dafür genannt, warum sich dieser Berg *freundlich* in unserem Gedächtnis einrichtete. Vor der Wanderhütte saßen zwei Wanderkumpelinnen. Sie hatten ihre nassen Trikots und Shirts mit Wäscheklammern an einer Leine zum Trocknen aufgehängt. *Freundlich* flatterten sie, also Hemd und Hemdchen, im Wind. Ein *freundliches* Wort hin, ein *freundlicher* Satz zurück, wir kamen ins *freundliche* Gespräch. Ein Geschwisterpaar, in die guten Jahre gekommen, war da gemeinsam „auf der Walz“. In größeren Abständen, aber immer wieder, so erzählten sie, würden sie zu zweit eine längere Wanderung unternehmen. Für mehrere Tage und über eine anspruchsvolle Strecke. „Ohne Mannsbilder!“, betonten sie. Wie herzerwärmend, wenn Geschwister Kindheit und Jugend auf diese Art *nacherleben* bzw. *neu erleben*.

Wir trafen beide in den folgenden Tagen noch einige Male „auf der Strecke“, saßen abends im Quartier zusammen, erlebten zu viert die eine und andere lustige Wanderstunde. So behielten wir also die Badener Höhe in besonders *freundlicher* Erinnerung!

◆ Hochkopf – der Romantische

Impressionen in natura!

Als wohl einer der romantischsten Berge im Schwarzwald zeigte sich uns der Hochkopf. Fast am Ende unserer Tagesetappe, kurz vor dem Abstieg nach Unterstmatt, erreichten wir den Gipfel. Wir tauchten in eine geheimnisvolle Stimmung ein, konnten uns ihr nicht entziehen, ließen uns von ihr einfangen, vergaßen die schmerzenden Füße und Knie, setzten uns auf die derbe Holzbank für die müden Wanderer ...

Abend auf dem Hochkopf

Hochmoor Hochheide

Sonnenball verglüht vergeht

goldgelbe Lichtspiele

Flimmern Flirren

Waldrand verwischt

Bergkämme verdämmern

Wollgrasschöpfe weiß nicken

Wind wiegt sich vermüdet

Mückentanz beginnt

Frag ich mich:

Wer versteckt sich hinter den Hängen?

Was schleicht dort im schwarzen Wald?

Wo sind die Hexen?

Was wird sein zur Mitternachtsstunde?

Irgendwo hatte ich über den Hochkopf gelesen, dass er als der „Hexentanzplatz des Schwarz-

walds“ bezeichnet wird. Ob zu den „Partys“ der Nordschwarzwaldhexen auch ihre Harzer Kolleginnen vom Hexentanzplatz über der Rappbodeschlucht herübergeflogen kommen, das kann man nicht wissen! Denn wir normal Lebenden und Sterblichen haben keinen Zutritt zu den wilden Feiern der Teufel und Hexen in der Walpurgisnacht. Auch wenn wir auf Besen, Mistgabeln, Katzen, Ziegenböcken, Lämmern oder Schweinen angefliegen kämen.

Der Hexentanzplatz im Harz, der dortige Brocken und auch der Hochkopf im Schwarzwald bleiben in den Hexennächten für uns tabu. Goethes Faust, Titelheld seiner gleichnamigen Tragödie, er durfte nur ausnahmsweise auf den Brocken. War er doch in Begleitung von Mephisto.

Wir hätten uns im Frühjahr vielleicht um eine Sondergenehmigung bemühen können. Da wanderten wir zur Vorbereitung auf unsere Schwarzwaldtour über den „Hexenstieg“: von Osterode über den Brocken nach Thale. Wir kamen im Bodetal auch am „Ost“-Hexentanzplatz vorbei. Schiefen unter anderem auf dem Brocken. Allerdings einige Tage nach der Walpurgisnacht und im „Brockenhotel“.

Die letzten anderthalb Kilometer auf der Brockenstraße hinauf zum Gipfel gestalteten sich für uns so windwild und schneegraupelschauerig, dass wir auf weitere Hexenritte in der

vor uns liegenden Nacht sowieso keine Ambitionen hatten.

Froh waren wir nach dem anstrengenden Aufstieg, hinter den dicken Mauern des alten Turms gut geschützt in den warmen Betten zu liegen! Da konnte der Sturm vor dem Fenster herumtoben, wie er wollte.

Eine Nachbemerkung: Der Harzer Hexenstieg ist ein sehr reizvoller und interessanter Wanderweg! Etwa 100 Kilometer lang kann er sportlich, aber auch „genussvoll“ gewandert werden. Nach eigenem Gustus und Plan, aber auch von Reiseveranstaltern organisiert. Mit oder ohne Gepäcktransport. Wie auch immer: Sehr zu empfehlen, diese Wanderung!



Hornisgrinde – Grinden und Moore

Sanft und romantisch – streng und herb

Die Hornisgrinde, vielgerühmter und leicht zu besteigender Aussichtsberg, war mir anfänglich zu touristentrubelig und schien mir zu sehr „verbaut“. Ersteres liegt wohl in der Tatsache begründet, dass er vom stark und lebhaft besuchten Mummelsee aus in einer guten halben Wanderstunde leichten Fußes zu ersteigen ist. Aber wir schlossen ihn nach näherer Bekanntschaft doch noch gern in unsere Wandererinnerungen ein.

Was die Bebauung der Hornisgrinde anbetrifft, stehen auf dem langgestreckten Rücken des

höchsten Bergs des Nordschwarzwaldes unter anderem herum: die Sendetürme des Südwestrundfunks, der Sendeturm der Deutschen Telekom und der Sendeturm von Vodafone. Wer mit wehrdienstgeschultem Blick das Gelände mustert, wird auch noch einige Gebäudeüberbleibsel aus jenen Zeiten entdecken, da die Hornisgrinde militärisches Sperrgebiet war.

Vor allem aber „technisieren“ das Bild des Bergs die Windkrafträder des Windparks. Die Spargeltürme schmücken ihn nicht. Die kreisenden Flügel werfen Schatten, wie sie nicht in diese romantische Natur gehören. Sie surren und surren unermüdlich mit naturfremden Geräuschen.

Augentrost spendet dem sichtkritischen Wanderer der ehemalige Signalturm, genannt auch Bismarckturm. Wer ihn über die stählerne Wendeltreppe besteigt, wird mit einem wahrlich berausenden Fernblick beschenkt. Ich genoss ihn, als wir auf der Plattform standen. Schließlich werden wir uns an den Berg noch aus einem besonderen Grunde gut und gern erinnern. Er trägt auf seinem Rücken wahrlich einen Schatz aus fernen Zeiten: die Grinden und das Hochmoor.

Wir lasen auf Informationstafeln, dass es sich bei Grinden um fast baumfreie Feuchtheiden handelt. Sie sind heute noch im

Nordschwarzwald zwischen Kniebis und Dobel zu finden. In besonders schöner Ausprägung sahen wir sie eben auf der Hornisgrinde. Das Hochmoor dort auf dem Plateau soll bis zu fünf Meter stark sein. Dies und noch manch Interessantes erfuhren wir bei unserem Gang über den Holzbohlenweg, der durch das streng geschützte Naturschutzgebiet auf dem Gipfelplateau führt.

Wir freuten uns auf dem Berg bei herrlichem Sonnenschein, leichtem Wind und schönen Wolkenbildern am Himmel über ein beeindruckendes Naturerlebnis. Das wird trotz meiner anfänglichen Skepsis am Beginn unserer Bekanntschaft meine insgesamt positive und bleibende Erinnerung an die Hornisgrinde sein. Nebenbei: Der Berg wurde mir auch aus einem vielleicht etwas abwegigen Grunde fast freundschaftlich sympathisch. Bei der Nachbereitung unserer Wanderung in meinem heimatlichen Studierstüblein las ich noch einmal dieses und jenes über den Schwarzwald. Dabei kam mir auch die Hornisgrinde unter die Lesebrille. Den etwas seltsam klingenden Namen wollte ich genauer erklärt haben. Ich stieß auf eine Deutung, die mir gefiel. Jetzt weiß ich, wie der Berg zu seinem Namen gekommen sein könnte.

Der Ausdruck „Grinde“ stammt aus dem Althochdeutschen und ist mit dem schwäbisch-

alemannischen Begriff „Grind“ verwandt. Das bedeutet so viel wie „kahler Kopf“. Bezeichneten also die Schwarzwälder Altvorderen unseren Berg als einen „kahlen Bergrücken, der auf seiner Höhe ein Moor trägt“. Folglich hätte ich meinen kleinen Bericht über unseren Wanderaufenthalt auf der Hornisgrinde auch so beginnen können: „Trafen sich einst zwei *kahle* Köpfe und ...“

◆ **Poesie in der „Darmstädter Hütte“**

Auch von den Wandervögeln vor uns

Ruhige Abendstimmung in der Vesperstube der „Darmstädter Hütte“. Knapp über tausend Meter hoch liegt sie, mitten im tannigen und fichtigen alten schwarzen Wald. Der Westwegwanderer kann hier auf der Strecke zwischen dem Mummelsee und dem Schliffkopf gut rasten oder auch übernachten. Vor genau einhundert Jahren begannen Sportler und Wanderfreunde sowie Einheimische aus den umliegenden Orten mit dem Bau der Hütte. Auf festem Steingrund errichteten sie in ehrenamtlicher Arbeit ein sicheres Quartier für diejenigen, die es sommers oder winters hinauf und hinein in den Schwarzwald zieht.

Wir waren jedenfalls froh, als uns gegen Abend das Schwarzwaldhaus mit seinen rotweißen Fensterläden und der offenen Eingangstür einladend zuzuwinken schien: nach

anstrengender Wanderung von Unterstmatt hinauf zum Ochsenstall, über die Hornisgrinde, vorbei am Mummelsee und dann auf einem ätzenden Schotterweg, hoch über der Schwarzwaldstraße gelegen, bis zur Badener Hütte. Der Wandertag hatte mit einem heftigen Regenguss begonnen, hielt dann aber drückende Hitzegrade für uns bereit. Einige Wanderer waren wie wir zur Nacht eingekehrt. Wir genossen es wie sie, die Füße – von den schweren Stiefeln befreit – unter die blanken braunen Holztische ausstrecken zu können. Die reich bestückten Vesperplatten zum Abendbrot waren abgegessen worden. Für das Abräumen des Geschirrs hatte, wie es Hüttenbrauch fordert, jeder selbst gesorgt. Nun standen auf den Tischen vor jedem, je nach persönlichem Gelüst, das kleine oder große Hefeweizen, das weiße oder rote Achtele bzw. Viertele oder gar das Gläschen mit dem kräftigen Obstler. Über Wanderrouten unterhielt man sich, über Berge, die zu besteigen lohnt, Ratschläge wurden gegeben, mehr oder weniger Abenteuerliches war zu hören. Der Schwarzwald schenkt dem Wanderer reichlich Erzählstoff.

Während einer ruhigen Nachdenkpause beginnt einer aus der Runde eine Melodie zu summen, dann singt er. Einer nach dem anderen nimmt die Melodie auf, stimmt in den Gesang ein:

„Kein schöner' Land zu dieser Zeit“. Weitere Wanderlieder erklingen, darunter das eine oder andere Lied der „Wandervögel“. Ach, ich mag sie – die „Wandervögel“ Da bekenne ich mich gern zur Nostalgie, auch wenn über sie oft ein wenig abwertend geurteilt wird. Zu Unrecht, wie ich finde. Ein jedes sollte zuerst aus seiner Zeit heraus erklärt werden. So auch im Falle der Wandervögel. Als ich den Begriff erwähnte, sah ich einige fragende Gesichter. Darum fühlte ich mich indirekt aufgefordert, etwas über sie zu erzählen.

Herrmann Hoffmann, Student in Berlin, war 1887 mit einigen Schülern eines Steglitzer Gymnasiums losgezogen. Die Gruppe wanderte in den Sommerferien durch den damals noch recht wilden Harz. Dies war der Höhepunkt einer Serie von Fußwanderungen jugendlicher Freundeskreise. In den darauffolgenden Jahren kam es, von den Berlinern angeregt, überall in Deutschland zur Gründung von Wander- und Sportvereinen. Ihre Mitglieder: vornehmlich ältere Schüler und Studenten bürgerlicher Herkunft. Ihr Sinnen und Bestreben bestand unter anderem darin, dem preußisch geprägten Erziehungsdruck an den Schulen, an den Universitäten und in den Elternhäusern zu entfliehen, den Idealen der Romantik nachzuleben und eine eigene moderne Lebensart zu entwickeln. Das zentrale Symbol

der Romantik, die blaue Sehnsuchtsblume, übernahmen sie als ihr Zeichen für das Wandern. 1901 erfanden sie für ihre Bewegung den Namen „Wandervogel“.

Ich weiß, dass dies keine vordergründig politisch und sozial motivierte Bewegung gewesen war. Aber irgendwie haben sich diese jungen Leute von früher mit ihrer Sehnsucht, „hinaus in die Lande zu ziehen“ und sich dem Leben des einfachen Volkes zuzuwenden, meine Sympathie erworben. In den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wären sie bestimmt ein Teil der Hippiebewegung geworden. Dazu kam es nicht. Große historische Ereignisse lagen zwischen diesen Zeiten. Die Wandervogelbewegung zersplitterte mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Ganz sicher ist es ein Zufall, dass die „Blaue Blume“, das Symbol der Wandervogel, zu meiner Lieblingsblume geworden ist. Ich mag ihn, diesen kleinen, strahlend blauen Blumenstern, der sich zerzaust im Kornfeld wiegt. Und ich mag ebenfalls die Lieder der Wandervogel. Sie sammelten Volkslieder, sangen diese und schufen sich auch viele eigene Lieder. Einige gehören zum Liederschatz auch der heutigen Wanderer. Und ich singe sie gern – seit meinen jugendlichen Wanderjahren bis heute ins Alter hinein!

Das Liederbuch des Wandervogels, „Der Zupfgeigenhansl“⁴ hat in meiner kleinen Sammlung von etwa 170 Liederbüchern einen Ehrenplatz erhalten. 1909 erschien das Büchlein das erste Mal und hat bis heute unzählige Auflagen erlebt. Ich besitze je eine Reprintausgabe von 1913 und 1927 und – aufgepasst! – eine Originalausgabe aus dem Jahre 1914. Dieses Liederbuch beeinflusste wie kein anderes den Liedschatz der Jugend- und Wanderbewegung im deutschsprachigen Raum. Bis heute! Eines meiner Lieblingslieder findet man ebenfalls darin: „Es dunkelt schon in der Heide ...“ Ich singe es sehr gern. Am liebsten im Kreise von Freunden und Wanderern. Aber ich muss dazu schon in einer besonderen Stimmung sein. So wie an diesem Abend in der „Darmstädter Hütte“.

Wir sangen aber nicht nur. Zur Überraschung aller trägt einer der Wanderer ein Gedicht vor, ein selbstgeschriebenes:

Wanderte zwischen Tannen hoch und stolz ...

Um ein weiteres wird er gebeten. Und nun ziehen poetische Bilder durch den Raum, klingen Wortreim und Satzmelodien, suchen sich ihren Weg zu den Herzen. Hüttenwirtin

⁴ **Zupfgeigenhansl** (oder kurz: „Der Zupf“): Der Name bezieht sich auf die scherzhafte Bezeichnung für die Gitarre bzw. Laute = Zupfgeige. *Zupfgeigenhansl* auch der Name eines bekannten Folk-Duos der 1980er Jahre.

Christel steht mit verschränkten Armen im Türrahmen, lauscht und lächelt und lächelt ...

Doch auch Poesie braucht ihren Schlaf. Nach Sitte gestandener Fahrensleute wird das traditionelle Schlusslied angestimmt: „Ade nun zur guten Nacht ...“

Die Runde löst sich auf. Die Wanderer begeben sich ruhig auf den kurzen Weg zu ihren Matratzenlagern. Alle etwas nachdenklich. Einer von ihnen schläft an diesem Abend nicht nur müde, sondern auch ein wenig glücklich ein. Unschwer zu erraten, wer es war ...

◆ **Die Schranktür knarrte**

In Hausach an der Kinzig übernachteten wir im Gasthaus „Zum Löwen“. Dort wollten wir unseren ersten Ruhetag genießen. Genießen! Das sollte Wirklichkeit werden. Auch dank einer knarrenden Schranktür.

Das Hotel ein altes, ein sehr altes Gasthaus, im Stadtzentrum gelegen, in der Hauptstraße. Die Einrichtung und Gestaltung im Schwarzwälder Ambiente, Altes und Modernes harmonisch miteinander verbindend. Einzelheiten zu beschreiben, würde hier doch zu viele Zeilen kosten. Die Grundlage unseres Wohlbefindens: das gemütliche Doppelzimmer, in welches wir für zwei Nächte und einen Tag einziehen durften. Es lag an der Hinterseite des alten Gebäudes in der ersten Etage. Einen großen

geräumigen Raum betraten wir. Weiches Licht fiel durch die Gardinen vor einer breiten Fensterfron. Diese vom Architekten als Erker an der Hausfassade herausgearbeitet. Zimmer mit Erker! Durch die Fenster blickten wir in einen großen wundersamen Garten. Der Höhepunkt: Unter uns floss ein Nebenarm der Kinzig – munter, goldig, silbrig, grünlich, Kiesel am Grund, Wasserfeenhaar. Das ach so romantische Bachbild wurde belebt von einer großen Entenschar, die eifrig ihrem Wasserwerk nachging.

In der Mitte des Zimmers ein altes breites Doppelbett. Darüber ein Puttenbild: sieben Engelchen, im Reigen tanzend unter der Birke. Im Erker eine Sitzgruppe stilvoller Korbsessel. Ein weiteres Ausstattungsrequisit: der gewichtige alte Kleiderschrank. Die Grundfarbe des Zimmers: zartes Blau! Alles in allem fühlten wir uns während der ersten Minuten im Zimmer „als wennste schwebst“. So pflegen wir Uralt-Berliner zu sagen, wenn uns etwas besonders gut gefällt. Zumal wir unsere Schultern von den Rucksäcken erlöst und die schweren Wanderstiefel von unseren Füßen verbannt hatten. Bis zum übernächsten Tag.

Als ich beim Abendbrot im Garten dem Wirt unser Wohlgefühl über sein Hotel und unser Zimmer vermittelte, freute er sich offensichtlich. Etwas zu temperamentvoll, wozu ich in der

Unterhaltung manchmal neige, hob ich hervor, dass auch die kleinen Kleinigkeiten stimmig wären.

„Sogar die Tür des alten Schrankes in unserem Zimmer knarrt so interessant und heimelig“, schilderte ich ihm begeistert. „Oh“, reagierte darauf der Wirt, „das muss in Ordnung gebracht werden! Ich werde dem Handwerker sagen, dass er gleich morgen die Sache ...“ Nur schwer, aber schließlich dann doch lachend, ließ sich unser überaus freundliche Wirt Franco Russotto davon abbringen, dass dem Knarren des alten Schrankes der Garaus gemacht werden würde. Nicht jede knarrende Tür sollte man ölen! Etwas anderes ist es mit den Türen, die quietschen.

◆ **Abschiedsgedanken am Silberberg**

Es liegt in der Natur des Lebenslaufs, dass die Zahl der Sonnenuntergänge, die du erlebt hast, immer größer wird. Ein Grund zur Wehmut, aber auch zum Frohsein. Letzteres, weil du sie erlebtest. Einige der Tagesabschiede von unser aller Begleiterin am Himmel bleiben wohl jedem in der Erinnerung. Für Anne und für mich wird dazu der Sonnenuntergang gehören, den wir am Silberberg erlebten.

Die Etappe an diesem Tage unserer Westwegwanderung war eine der schönsten, aber auch eine von der sportlichen und sehr fordernden Art. Was waren wir froh, als wir, in

Hausach im Kinzigtal gestartet, endlich an der „Vesperstube Silberberg“ angelangt waren! Ausgelaugt von der Hitze und von den Höhenmetern, die wir aufwärts und abwärts gestiegen! Wir erlebten wieder Schwarzwald-*EinSichten*, die Denken und Seele reicher machten.

Endlich also am Tagesziel angelangt, der „Vesperstube Silberberg“! *Vesperstube*, eine der typischen Schwarzwälder Untertreibungen. Denn am Hang des Silberbergs standen wir nicht vor einer Hütte mit vielleicht einem oder zwei Stübchen. Sondern dort repräsentierte sich uns ein stolzes Schwarzwaldhaus mit allen Attributen, die solch ein Haus auszeichnen: dreistöckig, sicher auf Felsgrund gebaut, etwa fünfzig mal vierzig Meter im Geviert, Wände aus dicken alten Baumstämmen, mehrere Reihen kleiner Fenster mit den obligatorischen Blumenkästen, diese mit buntem Sommerblumenschmuck, rund um die lange Seitenfassade und die Stirnseite eine breite Terrasse. Diese vom tief herabgezogenen Dach wetter- und sonnengeschützt.

Eine alteingesessene Familie Fischer hat sich auf dem Grunde eines alten Bauerngehöfts in Jahrzehnten ein großes neues Haus gebaut, in alter Schwarzwälder Tradition und Architektur. Ein Haus mit Wohnräumen, mit Gästezimmern, mit einer Ferienwohnung und mit einer

Gastwirtschaft, eben der Vesperstube. Die erwähnte Terrasse hält das Haus wie ein breiter Reif zusammen, schmückt es wie ein schöner Ring. An langen Holztischen, auf Bänken und Stühlen ist Platz für viele Gäste, die rasten und vespern möchten. Wir hatten unser Tageswanderwerk redlich getan. Waren am Silberberg eingekehrt – eben um zu rasten, um zu vespern und um uns auszuruhen. Den wohlverdienten Schlaf hinüber zum nächsten Wandermorgen wollten wir hier finden.

Nun sitzen wir im einbrechenden Abend auf der Terrasse, haben die reichlich bestückten Vesperteller „leergeputzt“, lassen den Tag ausklingen, wollen in aller Ruhe den Sonnenuntergang genießen.

Die Tagesgäste sind heimgezogen. Ein Nachtgast hat sich nach dem Gespräch mit uns bereits zurückgezogen. Wir sind allein für uns und doch nicht allein. Der dunkle Rotwein in den Gläsern vor uns auf dem schweren Tisch nimmt die Abendsonnenfarbe in sich auf und beginnt zu leuchten. Wir lehnen an der Wand aus den alten Baumstämmen des Waldes, den wir durchwandern. Den Tag über sogen sie die Wärme der Sonne in sich auf, so wie sie es in ihrem Jahrhundertwachsen summers immer getan haben. Jetzt geben sie uns in der heraufziehenden Abendkühle davon ab.

Kein Abschied

Die Sonne nun tiefer wird sinken,
haben wir den Abend erreicht,
werde ihr noch einmal zuwinken,
der Abschied soll fallen mir leicht.
Geht sie auch fort hinein in die Nacht,
sie lässt mir zurück ihre Wärme im Wein,
den trinke ich ruhig und mit Bedacht,
leichter ums Herz mir wird sein.
Träum ich dann her,
träum ich dann hin,
träum ich auf morgen
auf einen neuen Sonnenbeginn.

